

魯迅
野

草
Wilde Gräser

魯迅



野草

Wilde Gräser

19. 4

2

外文出版社



外文出版社

Vorwort Lu Xuns für eine englische Ausgabe von „Wilde Gräser“, geschrieben 1931

Herr Y. S. Feng hat mir durch einen Freund seine englische Übersetzung von „Wilde Gräser“* zugesandt und mich gebeten, einige Worte dazu zu sagen. Leider kann ich kein Englisch und kann deshalb nur ein paar Worte zum Inhalt sagen. Ich hoffe indes, der Übersetzer ist auch mit der Hälfte dessen, was er von mir erwartet hat, zufrieden.

Diese etwa zwanzig kurzen Texte wurden, wie die Daten am Ende eines jeden zeigen, zwischen 1924 und 1926 in Beijing geschrieben und nacheinander in der Zeitschrift „Yu Si“ veröffentlicht. Die meisten beruhen einfach auf gelegentlichen Einfällen. Weil es damals schwierig war, offen zu reden, mußte ich mich manchmal einer ziemlich vieldeutigen Sprache bedienen.

Um einige Beispiele zu nennen: „Meine verlorene Liebe“ war als Satire auf Gedichte über unglückliche Liebschaften gedacht, die zu jener Zeit in Mode waren; „Vergeltung“ schrieb ich aus Widerwillen gegen die große Zahl von bloßen Zuschauern in der Gesellschaft; „Hoffnung“ aus Betroffenheit über die Passivität der Jugend. „Ein solcher Kämpfer“ war meine Reaktion auf Schriftsteller und Gelehrte, die sich auf die Seite der Militärmachthaber geschlagen hatten. „Das getrocknete Blatt“ wurde für meine Freunde geschrieben, die mich lieben und die mich unversehrt bewahren wollten. Nachdem die Duan Qirui-Regierung auf unbewaffnete Demonstranten hatte schießen lassen, schrieb

*Der Übersetzer von „Wilde Gräser“ war Feng Yusheng, dessen Englischübersetzung niemals gedruckt erschien. Dieses Vorwort wurde vom Autor später in „Zwei Herzen“ veröffentlicht, einer Sammlung von zwischen 1930 und 1931 geschriebenen Essays.

ich „Verblichene Blutspuren“. Das war zu einer Zeit, als ich meine Wohnung verlassen hatte und mich versteckt hielt. „Das Erwachen“ wurde während der Kämpfe zwischen den Militärmachthabern der Fengtian- und der Zhili-Clique geschrieben. Daraufhin war es mir nicht möglich, weiter in Beijing zu bleiben.

So könnte man auch sagen, daß es sich bei den vorliegenden Texten um kleine, blasse Blumen am Rande einer heruntergekommenen Hölle handelte, die natürlich nicht schön sein konnten. Der Verlust dieser Hölle aber war unvermeidlich; darüber ließen die Gesten und „Töne“ einer Handvoll demagogischer und skrupelloser „Helden“, die zu jener Zeit ihren Ehrgeiz noch nicht befriedigt hatten, keinen Zweifel. So entstand „Die schöne verlorene Hölle“.

Später schrieb ich nichts mehr dieser Art. In einer Zeit, da sich die Lage täglich änderte, war für eine solche Schreibweise, ja selbst für solche Gedanken, kein Platz mehr. Meiner Ansicht nach war das wahrscheinlich gut so. Und damit bin ich mit meinem Vorwort zu dieser Übersetzung auch am Ende angelangt.

5. November 1931

Vorwort

Wenn ich schweige, fühle ich mich übertoll; sobald ich meinen Mund aufmache, um zu sprechen, spüre ich Leere in mir.

Das vergangene Leben ist tot. Ich bin überglücklich über seinen Tod, denn jetzt weiß ich, daß dieses Leben einmal bestand. Das tote Leben ist bereits verwest. Ich bin überglücklich über seine Verwesung, denn jetzt weiß ich, daß es nicht inhaltslos war.

Auf dem Schlamm des Lebens, den ich in dieser Welt zurücklasse, gedeihen keine hohen Bäume, nur wilde Gräser. Das ist meine Schuld.

Wilde Gräser! Sie haben keine tiefen Wurzeln, keine schönen Blätter und Blüten; und doch saugen sie Feuchtigkeit, Wasser und das Blut und Fleisch der Toten in sich auf. Alles trachtet ihnen nach dem Leben. Man trampelt auf ihnen herum und mäht sie nieder, bis sie sterben und verwesen.

Doch das macht mir nichts aus; ich bin sogar froh. Ich werde laut lachen und singen.

Ich liebe meine wilden Gräser, aber ich hasse den Boden, der sich mit wilden Gräsern überzieht.

Ein unterirdisches Feuer rast und breitet sich unter der Erdoberfläche aus. Wenn die glühende Lava erst einmal durch die Erdkruste bricht, wird sie wilde Gräser und hohe Bäume gleichermaßen verschlingen und nichts zum Verwesen übriglassen.

Doch das macht mir nichts aus; ich bin sogar froh. Ich werde laut lachen und singen.

Himmel und Erde sind so ruhig und still, daß ich nicht lachen oder singen kann. Aber selbst wenn Himmel und Erde nicht so ruhig und still wären, könnte ich es wahrscheinlich auch nicht. Zwischen Licht und Finsternis, Leben und Tod, Vergangenheit und Zukunft, widme ich diesen Strauß wilder

Gräser als ein Zeichen von mir Freund und Feind, Mensch und Tier, denen, die ich liebe, und denen, die ich nicht liebe.

Mir und allen anderen zuliebe — sei es Freund oder Feind, Mensch oder Tier, seien es die, die ich liebe, oder die, die ich nicht liebe — hoffe ich auf einen schnellen Tod und ein schnelles Verwesen dieser wilden Gräser. Andernfalls hieße das, daß ich nicht gelebt habe, und das wäre wahrhaftig noch bedauerlicher als Tod und Verwesung.

Dahin denn, wilde Gräser, zusammen mit meinem Vorwort!

Lu Xun
Geschrieben im Weiße-Wolken-Pavillon
in Guangzhou,
26. April 1927

Inhalt

Herbstnacht	1
Der Schatten nimmt Abschied	4
Bettler	6
Meine verlorene Liebe	8
Vergeltung	10
Vergeltung (II)	12
Hoffnung	14
Schnee	17
Der Drachen	19
Die wunderschöne Geschichte	23
Der Wanderer	26
Das tote Feuer	33
Ein Hund widerspricht	36
Die schöne, verlorene Hölle	37
Die Grabinschrift	39
Das Beben der Erniedrigung	41
Über das Äußern einer Meinung	45
Nach dem Tode	46
Ein solcher Kämpfer	51
Der Weise, der Narr und der Sklave	53
Das getrocknete Blatt	56
Verblichene Blutspuren	58
Das Erwachen	60

Herbstnacht

In dem Garten hinter meinem Haus stehen dicht an der Mauer zwei Bäume. Der eine ist ein Dattelbaum, der andere ist auch ein Dattelbaum.

Der nächtliche Himmel über ihnen ist seltsam und hoch. In meinem ganzen Leben habe ich keinen so seltsamen, hohen Himmel gesehen. Man möchte meinen, er wolle die Menschenwelt verlassen, so daß die Leute, wenn sie nach oben schauen, ihn nicht sehen können. Jetzt hingegen ist er ungewöhnlich blau, und kalt schimmern einige wenige Sternenaugen. Ein Lächeln, das ihm höchst bedeutsam vorzukommen scheint, umspielt seine Mundwinkel, und er überzieht die wildwachsenden Sträuchern in meinem Garten mit einer dicken Rauhreifschicht.

Ich weiß weder die richtigen Namen dieser wildwachsenden Sträucher, noch wie sie gewöhnlich genannt werden. Einer von ihnen treibt kleine, blaßrote Blüten, und diese Blüten, wenn auch noch winziger als sonst, sitzen immer noch an den Zweigen. Zitternd in der kalten Nachtluft, träumen sie vom Kommen des Frühlings, vom Kommen des Herbstes und von dem mageren Poeten, dessen Tränen auf ihre letzten Blütenblättchen fallen, und der ihnen erzählt, daß auf den Herbst erst der Winter, auf diesen aber der Frühling folgen wird und daß dann Schmetterlinge sie umgaukeln und Bienen Frühlingsmelodien summen werden. Dann lächeln die kleinen blaßroten Blüten, obwohl sie sich vor lauter Kälte ganz rot verfärbt haben und immer noch zittern.

Was die Dattelbäume betrifft, so sind ihre Blätter gänzlich abgefallen. Vor kurzem waren noch ein oder zwei Jungen gekommen, um die Datteln, die die Erwachsenen übersehen hatten, herunterzuschlagen. Nun stehen die Bäume nackt da, sie haben all ihre Blätter und Früchte verloren. Sie kennen die Träume der blaßroten Blüten vom Frühling, der dem Herbst

folgt; kennen den Traum der herabgefallenen Blätter vom Herbst, der dem Frühling folgt. Sie haben ihr ganzes Laubwerk eingebüßt und stehen nackt da, aber doch aufrecht und hochstrebend, unbeschwert von der Last der Früchte und Blätter, unter der sich die Äste bogen. Nur einzelne Zweige neigen sich, als wollten sie die Wunden versorgen, die der Baumrinde beim Abschlagen der Früchte durch die Stangen zugefügt worden sind. Die kerzengerade hochragenden Äste bohren sich schweigend, unbeweglich wie starre Eisenmasten, in den Himmel, diesen seltsamen, hohen Himmel, daß er entsetzt funkelt. Sie bohren sich weiter tief in den Vollmond inmitten dieses Himmels hinein, daß er vor Schmerz erbleicht.

Entsetzt funkeln, wird der Himmel blau und blauer und immer unruhiger, als wäre er nur bestrebt, der Menschenwelt zu entkommen, als wollte er den Dattelnbäumen ausweichen und den Mond hinter sich allein zurücklassen. Doch auch der Mond gleitet verstohlen nach Osten, während unbeweglich, wie starre Eisenmasten, die kerzengerade hochragenden Zweige sich in den Himmel bohren, diesen seltsamen, hohen Himmel, entschlossen, ihm eine tödliche Wunde zuzufügen, und mag er auch noch so sehr mit seinen betörenden Augen funkeln.

Mit einem Schrei fliegt ein unheimlicher Nachtvogel vorbei.

Plötzlich höre ich Gelächter zu mitternächtlicher Stunde — gedämpft, als ob der Lacher die Schlafenden nicht wecken möchte. Und doch ist die Luft erfüllt von diesem Gelächter. Es ist Mitternacht, niemand in meiner Nähe. Da wird mir mit einem Mal bewußt, daß ich selbst der Lacher bin. Mein Gelächter treibt mich ins Zimmer zurück, wo ich als erstes den Lampendocht höher schraube.

Von meinem rückwärtigen Fenster ertönt ein tickendes Geräusch. Schwärme von Insekten surren rastlos gegen die Scheibe. Schon sind einige ins Zimmer eingedrungen, wahr-

scheinlich durch einen Riß im Ölpapier. Sie stoßen gegen den Lampenzylinder; ein neues Ticken hebt an. Eines stürzt sich von oben in den Zylinder, gerät in die Flamme — eine wirkliche Flamme. Zwei oder drei Insekten lassen sich erschöpft auf dem Lampenschirm nieder. Erst gestern habe ich ihn erneuert. Er ist aus schneeweißem Papier und wie ein Fächer gefaltet; über die Falten ist ein Gardenienzweig mit blutroten Blüten gemalt.

Wenn die blutroten Gardenien blühen, werden sich auch die Dattelbäume wieder unter der Last ihres grünen Laubwerks beugen und von neuem den Traum der kleinen blaßroten Blüten träumen... und wieder werde ich das mitternächtliche Gelächter hören. Hastig breche ich meinen Gedankengang ab und schaue auf die kleinen grünen Insekten auf dem Lampenschirm. Mit ihren großen Köpfen und kleinen Körpern gleichen sie Sonnenblumenkernen; keines von ihnen ist größer als ein halbes Weizenkorn — bewundernswertes, Mitleid erregendes Grün.

Ich gähne, zünde mir eine Zigarette an, blase gemächlich den Rauch aus. Schweigend huldige ich vor der Lampe diesen zierlichen, grüngewandeten Helden.

15. September 1924

Der Schatten nimmt Abschied

Schläft ein Mensch einmal so tief, daß er das Zeitgefühl verliert, dann kann es geschehen, daß sein Schatten zu ihm kommt, um mit den folgenden Worten Abschied von ihm zu nehmen:

Es gibt Dinge im Himmel, die mir mißfallen; dorthin will ich nicht gehen. Es gibt Dinge in der Hölle, die mir mißfallen; dorthin will ich nicht gehen. Es gibt Dinge in eurem künftigen goldenen Zeitalter, die mir mißfallen; dorthin will ich nicht gehen.

Vor allen Dingen aber mißfälltst du mir.

Freund! Ich werde dir nicht länger folgen; ich will nicht mehr bei dir bleiben.

Ich will nicht!

Nein und nochmals nein! Ich will nicht. Lieber gehe ich ins Nichts.

Ich bin nur ein Schatten. Ich werde dich verlassen und in der Finsternis versinken. Die Finsternis wird mich verschlucken, das Licht wird mich auflösen.

Aber ich will nicht zwischen Licht und Schatten umherirren. Lieber will ich in der Finsternis versinken.

Doch immer noch irre ich zwischen Licht und Schatten umher, ohne zu wissen, ob der Abend dämmt oder der Morgen. Ich kann nur meine aschgraue Hand heben, als wollte ich eine Schale Wein leeren. Dann, wenn ich das Zeitgefühl verloren habe, werde ich weit weg gehen, ganz allein.

O weh! Dämmt der Abend, wird die dunkle Nacht mich verschlucken, dämmt der Morgen, wird das Licht mich auflösen.

Freund, die Stunde naht.

Ich werde die Finsternis betreten und im Nichts wandern.

Erwartest du noch ein Abschiedsgeschenk von mir? Was kann ich dir geben? Wenn du darauf bestehst, sollst du eben-

falls die Finsternis und das Nichts haben. Doch was mich betrifft, ich wünsche mir nur die Finsternis, die deinem Tageslicht weichen mag. Ich wünsche mir nur das Nichts, das niemals von deinem Herzen Besitz ergreifen soll.

Das ist es, was ich mir wünsche, Freund —

Weit weg zu gehen, ganz allein, in eine Finsternis, von der nicht nur du ausgeschlossen wärest, sondern andere Schatten ebenfalls. Nur ich allein werde in dieser Finsternis versinken. Jene Welt wird allein mir gehören.

24. September 1924

Bettler

Ich gehe an einer hohen, halbverfallenen Mauer entlang, schleppe mich durch den feinen Staub. Außer mir sind noch andere Menschen unterwegs, jeder für sich allein. Ein leichter Wind kommt auf, und über meinem Kopf geraten die Zweige der hohen, die Mauer überragenden Bäume mit ihren noch unverwelkten Blättern in Bewegung.

Ein leichter Wind kommt auf, und Staub erfüllt die Luft.

Ein Kind bettelt mich an. Es trägt wie andere gefütterte Kleidung und macht keinen unglücklichen Eindruck. Doch mit einem Kotau versperrt es mir den Weg und rennt mir jammernd hinterher.

Seine Stimme, sein Gehabe sind mir zuwider. Die Unbekümmertheit in seinem Gesichtsausdruck, als spiele es mir eine Komödie vor, stößt mich ab. Das Gejammerge, mit dem es mich verfolgt, ekelt mich an.

Ich gehe weiter. Außer mir sind noch andere Menschen unterwegs, jeder für sich allein. Ein leichter Wind kommt auf, und Staub erfüllt die Luft.

Ein Kind bettelt mich an. Es trägt wie andere gefütterte Kleidung und macht keinen unglücklichen Eindruck; doch es ist stumm. Mit einer stummen Geste streckt es mir seine Hände entgegen.

Sein wortloses Schauspiel stößt mich ab. Und vielleicht ist es nicht einmal stumm, bedient sich nur eines Bettlerkniffs!

Ich gebe ihm kein Almosen. Ich habe kein mildtätiges Herz. Ich stehe über denen, die Almosen geben. Für Bettler habe ich nur Abscheu, Mißtrauen, Verachtung.

Ich gehe an einer halbeingesturzten Lehmmauer entlang. Die Lücken sind mit zerbrochenen Ziegeln aufgefüllt. Jenseits der Mauer ist nichts. Ein leichter Wind kommt auf; herbstliche Kälte durchdringt mein Gewand, und Staub erfüllt die Luft.

Ich überlege, nach welcher Methode ich betteln würde.

Sollte ich sprechen? Mit was für einer Stimme? Sollte ich mich stumm stellen? Mit was für Gesten? ...

Außer mir sind noch andere Menschen unterwegs, jeder für sich allein.

Für mich wird es keine Almosen geben, ja nicht einmal Mildtätigkeit. Ich werde auf Abscheu, Mißtrauen und Verachtung derer stoßen, die über denen stehen, die Almosen geben.

Ich werde ohne Gesten, ohne Worte betteln! ...

Zumindest werde ich das Nichts erhalten.

Ein leichter Wind kommt auf, und Staub erfüllt die Luft. Außer mir sind noch andere Menschen unterwegs, jeder für sich allein.

Staub, Staub...

...

Staub...

24. September 1924

Meine verlorene Liebe — *eine neue Parodie nach klassischer Art*

Meine Geliebte wohnt am Bergeshang.
Ich sehn' mich nach ihr, doch zu steil geht's hinauf.
Ich senkte den Kopf, wußte nicht was beginnen;
und meinen Tränen ließ ich freien Lauf.
Sie schenkt mir einen Schal, hübsch, mit Schmetterlingen.
Was sollt' ich ihr geben? Ein Eulenpaar.
Sie aber wendet sich ab, voll Ärger und Groll, ich weiß
nicht warum, bin verwirrt ganz und gar.

Meine Geliebte wohnt mitten im Herzen der Stadt.
Ich sehn' mich nach ihr, doch Welch ein Schieben und
Drängen!
Ich blickte zum Himmel, wußte nicht was beginnen;
und Tränen rollte mir ohne Halt über beide Wangen.
Ein Bild mit einem Schwalbenpaar ist ihr Geschenk an mich.
Eine Tüte Bonbons ich ihr schenken tat.
Sie aber wendet sich ab, voll Ärger und Groll,
bin ganz verstört, weiß mir keinen Rat.

Meine Geliebte wohnt an eines Flusses Rand.
Ich sehn' mich nach ihr, doch der Fluß ist zu tief.
Den Kopf ließ ich hängen, wußte nicht was beginnen;
und ein Strom von Tränen in meinen Rocksäum lief.
Ein goldenes Uhrkettchen schenkt sie mir.
Ein Schweißtreibemittel ich ihr drauf sandt'.
Sie aber wendet sich ab, voll Ärger und Groll,
ich weiß nicht warum, verlier' bald den Verstand.

Meine Geliebte wohnt in einem vornehmen Haus.
Ich sehn' mich nach ihr, doch kein Auto ich hab'.
Ich schüttelt' den Kopf, wußte nicht was beginnen;

und Tränenbäche stürzten über mein Gesicht herab.
Sie schickt mir Rosen als ein Geschenk.
Schlangen bekam sie von mir.
Sie aber wendet sich ab, voll Ärger und Groll,
ich weiß nicht warum — zum Teufel mit ihr!

3. Oktober 1924

Vergeltung

Die Haut eines Menschen ist wahrscheinlich kaum einen halben Milimeter dick; darunter strömt durch ein dichtes Netz von Blutgefäßen — dichter als das dichte Gewimmel der Seidenraupen, die übereinander die Wand hoch kriechen — heißes, Wärme ausstrahlendes Blut. Und mit dieser Wärme verführen, erregen, fesseln die Menschen einander in dem verzehrenden Verlangen nach Liebkosung, nach Küssen und Umarmung, um die berausçhende Verzückung des Lebens auszukosten.

Aber ein einziger Stich mit einem scharfen Messer durch diese dünne, pfirsichfarbene Haut, und das heiÙe, rote Blut schieÙt heraus wie ein Pfeil und überströmt den Täter unmittelbar mit all seiner Wärme; dann läÙt ihn der erkaltende Atem, der ihm entgegenschlägt, der Anblick blaÙ werdender Lippen seine menschliche Natur vergessen und versetzt ihn in die äußerste, höchste Verzückung des Lebens, während sein Opfer für immer aufgeht in der äußersten, höchsten Verzückung des Lebens.

Weil dem so ist, stehen sich die beiden mit nackten Körpern und gezückten, scharfen Messern in der weiten, öden Wildnis gegenüber.

Sie werden einander umarmen; sie werden einander abschlachten.

Von allen Seiten eilen Passanten herbei, dicht gedrängt wie Seidenraupen, die die Mauer hoch kriechen, wie Ameisen, die gesalzene Fischköpfe wegschleppen. Ihre Kleidung ist elegant, aber ihre Hände sind leer. Und doch kommen sie von allen Seiten herbeigeströmt, den Geschmack von Schweiß und Blut schon auf der Zunge, und recken gierig die Hälse, um sich am Anblick des Umarmens oder Abschlachtens zu weiden.

Doch die beiden, die sich gegenüberstehen in der weiten, öden Wildnis mit nackten Körpern und gezückten, scharfen